

MALINE GÄRTNER

EIN

HERZ

AUS

SCHATTEN



LESEPROBE

UND

SCHERBEN

Riverfield



Ein Herz aus Schatten und Scherben

Maline Gärtner

Ein Herz aus Schatten und Scherben

Riverfield



1. Auflage 2023

Alle Rechte vorbehalten

© copyright by

Riverfield Verlag, Reinach BL (CH)

www.riverfield-verlag.ch

Korrektur & Satz:

ihleo verlagsbüro – Dr. Oliver Ihle, Husum (D)

Umschlaggestaltung:

Hauptmann & Kompanie, Zürich (CH)

Druck und Bindung

CPI books GmbH, Leck (D)

Printed in Germany

ISBN 978-3-9525702-8-9

❖ PROLOG ❖

Sie hatte alles verloren, was sie jemals hatte, also zögerte sie auch nicht, sich selbst zu verlieren. In dieser Nacht hielt sie nicht zum ersten Mal einen Dolch in der Hand. Doch sie hielt einen zum ersten Mal in der Absicht, ihn in jemandes Herz zu rammen. Sie wusste kaum, wer dieser Jemand war. Ein Mann in dem reicheren Teil ihrer alten, von Armut zerfressenen Stadt. Ein Mann, den jemand tot sehen wollte. Und das war alles, was sie wissen musste.

Ihr erster Auftragsmord.

Der Mann hörte sie nicht kommen. Er sah nicht, wie sie durch das Fenster in seine Wohnung kletterte. Sie hätte es schnell machen können, ohne dass er es überhaupt realisierte.

Doch das tat sie nicht, und sie wusste selbst nicht wieso. Vielleicht, weil sie nur noch einige Sekunden länger an dem unschuldigen Mädchen festhalten wollte, das sie nach dem hier nie mehr sein würde. Vielleicht, weil sie mit ihm auch sich selbst leiden sehen wollte. Sie schnalzte mit der Zunge und der Mann fuhr erschrocken herum.

»Ihr seid wohl ziemlich überzeugt davon, dass Ihr hier sicher seid.«

Der Mann starrte sie schockiert an.

»Wie bist du hier reingekommen? Wer bist du?«

»Das Fenster.« Sie machte eine vage Handbewegung hinter sich. »Es ist lächerlich einfach, hier hineinzuklettern. Zu Letzterem ... Ich werde Euch meinen Namen nicht verraten. Selbst wenn Ihr nicht die Gelegenheit haben werdet, ihn jemandem zu verraten. Doch ich verspreche Euch eines: Bald werde ich einen neuen Namen bekommen. Einfach weil Leute für al-

les, was sie kennen, einen Namen brauchen. Denn sie werden mich kennen, ganz Malecion wird mich kennen. Und dann wählen sie einen Namen für mich, wie sie es bereits schon für die Assassinin Malecions vor mir getan haben.« Sie fuhr mit den Fingern über die Klinge ihres Dolches. »Ein Name, unter dem sie mich fürchten.«

Der Mann betrachtete den Dolch ängstlich, argwöhnisch. »Leg den weg. Du solltest gar keinen Dolch besitzen. Wie alt bist du, sechzehn?«

»Fünfzehn«, korrigierte das Mädchen, hörte aber nicht auf, mit dem Dolch zu spielen. »Allerdings sollte mein Alter nicht genug sein, dass Ihr darüber urteilt, ob ich einen Dolch besitzen darf oder nicht.«

»Kinder sollten keine Waffen besitzen.«

»Erstens, ich bin kein Kind. Zweitens, Kinder sollten nicht auf der Straße verhungern. Sie sollten nicht stehlen müssen, um knapp zu überleben. Sie sollten nicht alles verlieren, was sie haben. Sie sollten nicht mehr Schmerz durchleben als so mancher Erwachsene in einem ganzen Leben.«

Der Mann streckte beschwichtigend die Arme aus und machte einen vorsichtigen Schritt auf sie zu. »Verlier jetzt nicht den Verstand! Du weißt ja nicht mal, wie man mit dem Teil umgeht.« Er sprang auf sie zu und wollte ihr den Dolch wegreißen, doch sie zog ihm stattdessen die Klinge über die Stirn und hinterließ einen blutroten Striemen. Der Mann stolperte zurück und griff sich entsetzt an den Kopf.

Das Mädchen trat auf ihn zu, den Dolch fest in der Hand. »Ich bin nicht hier, weil ich den Verstand verliere und das an irgendwem auslassen will. Ich bin hier, um Geld zu verdienen, damit ich überleben kann.«

Begreifen stand dem Mann ins Gesicht geschrieben. »Du willst mich töten. Du bist eine Assassinin.« Er schüttelte den Kopf. »Bitte bring mich nicht um. Lass mich in Ruhe!«

»Das geht nicht«, sagte das dunkelhaarige Mädchen. »Ihr wisst sicher, was der springende Punkt hinter dem Assassinnensein ist. Man bekommt einen Auftrag, tötet die Zielperson und wird dafür bezahlt. Ich habe also nicht wirklich eine Wahl.«

»Es gibt doch viele andere Leute, die es verdienen zu sterben«, widersprach er. »Verschone mich.«

»Und genau deshalb ...« Sie trat auf ihn zu, während er zurückwich. »Habe ich es gar nicht so schlimm gefunden, als ich erfahren habe, dass ich Euch töten soll.« Der Mann stieß mit dem Rücken gegen die Wand. »Ihr würdet jeden anderen Menschen ausliefern, bloß damit Ihr überleben könnt.«

Der Mann machte einen kläglichen Versuch, sie wegzuschubsen und ihr den Dolch wegzunehmen, doch sie wich aus und drückte die Spitze der Klinge auf genau die Stelle seiner Brust, unter der sein Herz schlug.

Sie sah ihm in die Augen und lächelte, ihr Ausdruck irgendwo zwischen bitter und skrupellos. »Und genau deshalb seid ihr für mich das perfekte erste Opfer.«

Mit diesen Worten rammte sie ihm den Dolch in die Brust.

Der Mann starrte sie entsetzt an und schnappte nach Luft. Das Blut begann aus seinem Körper zu sprudeln und sein Hemd rot zu durchtränken. Er schien eine Sekunde zu brauchen, um zu realisieren, dass sie es wirklich getan hatte. Dann presste er sich verzweifelt die Hände auf die Brust in dem hoffnungslosen Versuch, die Blutung zu stillen. Doch als er zu dem Mädchen aufsah, während er langsam den Halt verlor, wussten sie beide: Die Verletzung war tödlich. Der Mann streckte die Hand nach ihr aus, wie um irgendetwas festhalten zu können, während ihm alles entglitt. Er röchelte, stolperte und sackte langsam an der Wand hinter ihm herab. Obwohl er kein Wort über die Lippen brachte, flehte er sie mit seinem Blick an, ihm zu helfen.

Doch das tat sie nicht.

Das Mädchen stand vor ihm, ruhig wie eine steinerne Statue, und sah zu, wie das Leben aus ihm wich. Erbarmungslos wie der Tod.

Der Mann gab ein letztes, ersticktes Geräusch von sich, dann sackte er in sich zusammen und blieb reglos liegen. Mit gläsernen Augen starrte er an die Decke.

Langsam trat das Mädchen auf ihn zu, als wäre sie nicht sicher, wie sie sich fühlen sollte. Als hätte sie triumphiert, oder als hätte sie gerade etwas unfassbar Schlimmes getan. Etwas, das nie mehr rückgängig zu machen war.

Eine einzelne Träne glitzerte auf ihrer Wange, als sie auf den reglosen Mann hinabsah, der vor ihr lag. Sie hob den Fuß und stupste seinen Kopf an, sodass dieser zur Seite kippte. Sie konnte seinen leblosen, anklagenden Blick nicht ertragen.

Dann drehte das Mädchen sich um und wischte sich eine Träne von der Wange. Sie versprach sich, dass dies das letzte Mal wäre, das sie Schwäche zeigte. Mit diesem Gedanken ließ sie die Leiche hinter sich.

Ein halbes Jahr später standen die Männer des Königs vor ihrer Tür. Und sie nahmen das Mädchen mit in ihre ganz persönliche Hölle.

TEIL 1

DIE ASSASSININ DES
KÖNIGS



Ich war ein Schatten. Ich war Schuld und Selbsthass und Schicksal. Ich war der Tod in Form einer schlanken Frau mit gnadenlosen, eisblauen Augen.

Die Mauer in meinem Rücken war kalt und hart, genau wie der Dolch in meiner Hand, der wie eine stille Erinnerung gegen meine Haut drückte. Tödlich und vertraut.

Unter dem Rand meiner schwarzen Kapuze sah ich zum Hauseingang hinüber. Es war einer von unzähligen, der Eingang eines gewöhnlichen Hauses, die Wand an Wand standen und von denen die Hauptstadt Kiarta voll war. Die Dämmerung war bereits hereingebrochen und warf tiefe Schatten in die vielen Seitengassen. Mit meinem dunklen Umhang und der schwarzen Lederkleidung verschmolz ich mit der Dunkelheit meines Verstecks.

Seit ungefähr einer halben Stunde war ich bereits hier und wartete. Und endlich lohnte es sich.

Die Haustür öffnete sich und eine Gestalt trat heraus. Es war ein Mann, durchschnittlich groß, mit einem dichten braunen Bart und einer undefinierbaren Augenfarbe. Er sah unauffällig aus, wie jemand, der keiner Fliege etwas zuleide tun würde.

Still und heimlich heftete ich mich an seine Fersen.

Ich wusste weder seinen Namen noch, wieso der König ihn töten ließ. Doch es konnte mir egal sein. Früher hatte mich der Grund interessiert, ich hatte mich gefragt, wieso er diese Leute tot sehen wollte. Doch es war vergeblich, danach zu fragen. Der König meinte, ich wäre diese Information nicht wert. Einer der tausend Gründe, wieso ich ihn verabscheute.

Seine Aufträge musste ich trotzdem ausführen. Noch heute Abend musste dieser Mann sterben. Er schien nicht zu ahnen, welches Schicksal ihm blühte. Bisher hatte er nicht ein einziges Mal über die Schulter geschaut. Er fühlte sich viel zu sicher.

Wenn er gewusst hätte, wer ihm wie sein Schatten folgte, wäre er um sein Leben gerannt. Auch wenn es ihm nichts gebracht hätte, denn er wäre mir nicht entkommen.

Er war so gut wie tot.

Schritt für Schritt lief er weiter, seinem sicheren Ende entgegen. Seine Bewegungen waren sicher, als wüsste er genau, wohin er wollte. Wartete eine Familie auf ihn? War da jemand, den es kümmern würde, wenn er nicht mehr zurückkehrte? Wenn ja, dann würden sie ihn nie wiedersehen. Und das war mein Verdienst.

Ohne noch einen weiteren Gedanken daran zu verschwenden, beschleunigte ich meine Schritte und umgriff den Dolch fester.

»Sir!«, rief ich dem Mann zu. Er blieb stehen und drehte sich um. Ein Fehler.

Seine Augen weiteten sich schockiert, als er mich sah. Den schwarzen Umhang, den ich trug. Meine dunkle, schattenhafte Figur, eine bedrohliche Gestalt wie sein Todesengel. Und den Dolch in meiner Hand. Erkennen und Entsetzen breiteten sich auf seinem Gesicht aus.

»Ich flehe Euch an ...!«

Seine zitternde Stimme verstummte abrupt, als ich in Sekundenbruchteilen vorstürzte, den Dolch hochriss und ihn ihm in die Brust ramnte.

Pure Panik erfüllte seinen Blick. Er sah mich an, vorwurfsvoll und hasserfüllt. Dann stürzte er zu Boden. Verzweifelt presste er die Hände auf seine Brust, um das her sprudelnde Blut zu stoppen. Es färbte sein weißes Hemd

dunkelrot und ich sah die Todesangst in seinen Augen, als seine Bewegungen schwächer und fahriger wurden.

Dann, ganz langsam, sanken seine Arme zu Boden und er sah mich noch ein letztes Mal an, bevor sein Blick glasig wurde. Und wie jedes einzelne Mal konnte ich mich nicht abwenden, als der Lebensfunke aus seinen Augen schwand und sein Blick ins Leere ging.

Nicht aus Grausamkeit. Sondern weil es sich anfühlte, als würde mit seinem Lebensfunken auch ein weiterer Teil meiner Menschlichkeit verschwinden.

Der Körper des Mannes war erschlaft. Er war tot. Ich kniete mich zu ihm hinunter und zog den Dolch aus seiner Brust. Er war mit Blut bedeckt und ich wischte ihn am Hemd des Toten ab.

Dann stand ich auf und mit einem letzten Blick auf mein neuestes Opfer wandte ich mich ab und verschwand aus der Gasse.

»Neith.«

Ich schob mir die Kapuze aus dem Gesicht und fiel auf dem glänzenden Marmorboden auf die Knie. »Der Auftrag ist ausgeführt, Eure Majestät.«

Der König nickte. Er saß am anderen Ende des Saals auf seinem Thron. Seine hellgrauen Augen starrten herrisch auf mich herab, als wäre ich Ungeziefer unter seinen Füßen. Die goldene Krone mit den blutroten Rubinen saß wie immer auf seinem schulterlangen, von grauen Strähnen gezierten schwarzen Haar. Sein Gesicht war von Falten verzogen, von Wutausbrüchen entstellt. Und in seinem Blick lag dieser Ausdruck, den ich über alles hasste, obwohl ich ihn nicht benennen konnte. Da waren Verachtung, Wut, Überheblichkeit, Machtgier und vor allem eines: diese alles verschlingende Dunkelheit. Obwohl seine Augen hell waren, konnte

ich diese Finsternis nicht übersehen. Sie lauerte in ihm, eine leise Ahnung von purer, dunkler Macht. Jedem anderen hätte sie Angst gemacht, doch mir nicht. Denn sie war mir nur allzu bekannt.

»Ihr seid fertig für heute«, verkündete er und riss mich aus meinen Gedanken. Ich nickte und erhob mich. Der König musterte mich mit einem letzten, kalten Blick, dann machte er eine Handbewegung, als würde er eine Fliege verscheuchen. Wütend biss ich die Zähne aufeinander. Wie sehr ich diesen Mann hasste!

Er bedachte mich nicht eines weiteren Blickes, als ich den Saal verließ. Ich schlug den Weg zu meinen Gemächern ein, die neben den Kerkern des Schlosses waren. Wo ich angeblich hingehörte, wie der König immer meinte. Als ich durch die hohen, prunkvoll verzierten Flure aus schwarzem Marmor lief, stach mir wie so oft wieder der Satz ins Auge, der an einer Strebe an der Decke geschrieben stand.

Manchmal kann man Finsternis nur mit Finsternis bekämpfen.

Ein in Malecion nur allzu bekannter Spruch, eine alte, düstere Weisheit, deren Ursprung ich nicht kannte. Und wer wäre eine bessere Repräsentation für die Finsternis als der König?

Während ich weiterging, schweiften meine Gedanken wieder ab.

Seit ich für den König arbeitete, behandelte er mich wie Dreck. Und seit ich für ihn arbeitete, hatte es keinen einzigen Tag gegeben, an dem ich den König nicht verabscheut hatte.

Ich sollte ihm wohl dankbar sein, dass er mich nicht hatte exekutieren lassen. Doch war das hier wirklich besser? Jeden verdammten Tag in seinem Auftrag Leute zu töten, die ihm bei seinen Plänen in den Weg gekommen waren?

Jede Woche schickte er mich los. Er gab mir nichts als einen Namen und ich musste diese Person für ihn finden und töten.

Eigentlich hatte ich nichts anderes erwartet. Ich war Assassinin, Auftragsmörderin, und genau das tat ich: Menschen im Auftrag anderer ermorden.

Bereits an dem Tag, an dem ich damit begonnen hatte, war mir klar gewesen, dass in diesem Beruf keine Schwäche erlaubt war, genauso wenig wie Gnade. Ich brachte Menschen um, das konnte ich nicht leugnen. Und ich wusste auch nicht, ob diese Leute es verdient hatten.

Ich war kein guter Mensch. Ganz und gar nicht. Und das wusste ich. Ich würde mich mit dem Gedanken wohl niemals anfreunden können.

Es musste doch mehr geben in der Welt da draußen. Mehr als das hier. Irgendwo musste es doch Hoffnung geben, und Frieden und Glück. Aber ich würde es wahrscheinlich niemals finden. Ich wusste, wie mein Leben ablaufen würde. Ich würde dem König dienen, bis an mein Lebensende. Eine andere Möglichkeit existierte nicht.

Ich würde den Menschen in Erinnerung bleiben als die Assassinin des Königs, als eine grausame Mörderin. Doch ich tat das alles nur, um zu überleben. Aber war ein Leben wie dieses wirklich lebenswert? Ein Leben, das mir nicht einmal selbst gehörte?

Ich ließ die Tür zu meinem Gemach hinter mir zufallen. Das hier war vielleicht das Beste daran, die Assassinin des Königs zu sein. Der große, prunkvolle Raum mit dem daran grenzenden Bad. Das breite Himmelbett aus dunklem Ebenholz, das mit filigranen Schnitzereien verziert war.

Es war schön, in diesem Luxus zu leben, doch ich musste immer daran denken, dass ich all das nur wegen des Königs hatte. Weil ich Menschen für ihn tötete.

Nichts von den Dingen in diesem Raum gehörte mir. Sie waren mir vom König gegeben worden, es waren Geschenke mit einem faulen Beigeschmack.

Ich wandte mich dem goldumrahmten Spiegel zu. Aus ihm blickte mir mein Ebenbild entgegen. Eine junge Frau mit Haaren – so dunkel, dass sie schwarz erschienen. Augen in der Farbe von Nebel, Eis und Moor. Und ein Ausdruck darin, dem jedes Gefühl fehlte.

Ich seufzte und wandte mich von dem Spiegel ab. Schreie ertönten aus dem Kerker, jeder einzelne furchterregender als der andere. Ich versuchte, sie zu ignorieren, doch das konnte ich nicht.

Ich musste weg von hier. Das konnte ich unmöglich aushalten. Außerdem brach draußen gerade die Nacht an. Und damit auch mein Tag.

Die Nacht war die Zeit, wenn ich unbehelligt durch die Straßen streifen konnte und mich niemand schief ansah. Wenn mich niemand auch nur beachtete, weil ich bloß eine der vielen zwielichtigen Kreaturen war, die sich draußen herumtrieben. Und wenn ich Glück hatte, wäre bei diesen Kreaturen der Nacht heute etwas los.

Ich warf mir meinen dunklen Umhang über und schnallte mir meinen Dolch um die Hüfte, dann verließ ich das Schloss, ein unheilvoller Schatten auf der Suche nach seinesgleichen.

Die Straßen waren still, als wäre ich der einzige Mensch auf der Welt, der noch wach war. Ein Trugbild. Ich wusste genau, dass um diese Zeit jede Menge Leute unterwegs waren, aber kaum einer mit guten Absichten.

Ich ließ die Schänken und Gasthäuser hinter mir, in denen verbotene Glücksspiele gespielt wurden, und begab mich in den Bereich der Stadt, wo sich weitaus Schlimmeres als

Spielsüchtige tummelte. Hier lagen die Schänken, in denen um Leben und Tod gespielt wurde, wo sich Diebe, Mörder und Assassinen aufhielten. Genau meine Welt.

Ich kam hierher, weil einem hier niemals langweilig wurde. Außerdem war ich anonym, niemand erkannte mich. Wenn ich tagsüber in dunkler Kluft unterwegs war, um die Aufträge des Königs auszuführen, wusste jeder sofort, wer ich war. Wenn ich durch die Straßen lief, versteckten die Leute ihre Kinder und folgten mir mit ihren Blicken, als würde ich sie jeden Moment töten. Sie fürchteten mich. Denn sie wussten genau, dass ich die Assassinin des Königs war, dass ich hier sein durfte und er nichts dagegen tun würde. Dass sie sich nicht gegen mich wehren konnten, dass ich nach Lust und Laune hier herumstreifen durfte und mir niemand etwas anhaben konnte, denn selbst wenn jemand mich besiegen könnte, drohte ihm eine Exekution.

Denn niemand stellte sich gegen den König oder seine Leute. Nicht einmal die Menschen, die sich hier aufhielten und sich tagsüber versteckten. Wie eine Menge Gleichgesinnter. Leute, die sich in den Schatten versteckten und das Tageslicht mieden. Hier waren sie versammelt. Ich wusste nicht, wer die Leute waren, die mir begegneten. Das war der Reiz des Ganzen. Hier gab es Leute, die waren wie ich. Solche, die das hier aus Verzweiflung taten, und solche, die jemandes Albträumen entstiegen sein konnten.

Doch wir tolerierten einander.

Ich liebte es, wenn die Blicke mir folgten, wenn die anderen herauszufinden versuchten, ob ich eine Gefahr für sie darstellte. Und noch mehr liebte ich es zu wissen, dass ich das sehr wohl tat.

Bis Mitternacht blieb ich in einer Schänke. Ich rührte keinen Tropfen Alkohol an. Das hatte ich nie getan, ich konnte es mir nicht leisten, betrunken und unaufmerksam zu sein.

Das war mein ewiger Fluch. Ich gab mir kaum einen Moment der Ruhe. Immer war ich wachsam, für einen Hinterhalt, Überfall oder Mordversuch gewappnet. Es gab keine Sekunde, in der ich mich wirklich entspannen konnte. Auch nicht hier. Erst recht nicht hier.

Aber hier konnte ich so tun, als wäre das nicht krankhaft. Denn hier durfte man keine Sekunde unaufmerksam sein.

Ich spürte einen Blick auf mir liegen. Alarmiert ließ ich den Blick durch den Raum wandern, doch ich konnte niemanden entdecken, der mich ansah. Dabei hätte ich schwören können, dass ich beobachtet wurde.

Neben mir setzte sich eine Frau mit kurz geschorenen Haaren und dunklem Teint an den Tresen und winkte dem Wirt zu. Dieser machte sich sogleich daran, ein Getränk für sie vorzubereiten, ohne sie nach ihrer Bestellung zu fragen. Daraus schloss ich, dass sie eine Stammkundin war, die immer dasselbe bestellte.

Die Frau beugte sich auf eine vertraute Art über den Tresen vor. »Hast du schon die neuesten Gerüchte gehört?«

Ich wurde aufmerksam. Gerüchte verbreiteten sich hier, in der sogenannten Unterwelt unseres Reiches Malecion, wie Lauffeuer. Und es schadete nicht, so manche zu kennen.

»Erzähl«, forderte der Wirt sie auf und stellte ihr Getränk vor ihr hin.

Mit einem überlegenen Grinsen nahm sie einen langen Schluck, um ihn auf die Folter zu spannen. »Angeblich«, flüsterte sie, »ist der Schatten in der Stadt.«

Ich versteifte mich. Ein potenzieller Feind.

»Meinst du *den* Schatten?«, fragte der Wirt langsam. »Ein Gesetzloser? Der Mann, der Herzog Ferrin umgebracht hat?«

Die Frau lachte trocken auf. »Nicht nur umgebracht. Er hat angeblich seinen Namen neben der Leiche des Herzogs in den Boden geritzt. Und drei Striche.«

»Und was sollen diese drei Striche bedeuten?«

»Ich habe da eine Theorie«, verkündete die Frau. »Oder besser gesagt, ich habe eine Theorie gehört. Es könnte eine Zahl sein. Du weißt schon, eine Drei. Denn im letzten halben Jahr wurden zwei andere Unterstützer des Königs gefunden, und es scheint so, als wäre das auch der Schatten gewesen. Neben dem einen Opfer war ein Strich und neben dem anderen zwei. Opfer Nummer Eins und Opfer Nummer Zwei, wenn du mich fragst.«

Der Wirt schnaubte. »Das ist absurd. Wer würde so etwas machen?«

Die Frau stürzte ihr Getränk in einem Schluck herunter. »Auf jeden Fall jemand, dem man nicht in die Quere kommen will.«

Ich wandte den Blick von ihnen ab. Ich hatte schon von dem Schatten gehört, doch er war nur einer vieler Krimineller, die durch Malecion streiften. Wenn auch einer der berühmten. Ich hoffte, dass er mir nicht in die Quere kam, wenn er hier in der Hauptstadt Kiarta war. Doch so, wie die Frau es gesagt hatte ... *Zwei andere Unterstützer des Königs*. Herzog Ferrin war ein berühmter Unterstützer des Königs und seiner Ideale gewesen, und wenn diese drei Leute Opfer des Schattens waren und dies gemeinsam hatten, dann war der Schatten wohl so eine Art Rebell, der vielleicht auch den König umbringen wollte. Und dann wäre ich diejenige, die ihn aufhalten musste.

In diesem Moment ertönte ein Aufschrei. Mein Blick zuckte zu einer jungen Frau, die gerade von zwei Männern aus der Schänke gezerrt wurde. Sie schlug wütend nach ihnen, in ihren Augen funkelte Kampfgeist. Doch die Männer waren zu stark. Sie hatten die Arme des Mädchens in einem schraubstockartigen Griff, dem sie nicht entkam. Und niemand half ihr.

Voller Abscheu trat ich von der Schänke zurück, als die Tür hinter den dreien zufiel. Wie konnten sie es wagen ...

In wenigen Sekunden hatte ich den Raum durchquert. Jetzt lagen die Blicke auf mir, doch es kümmerte mich nicht.

Wenn sie schon zu feige waren, dem Mädchen zu helfen, würde ich es tun.